

Nr. 61. Bromberg, den 14. März 1929.

Tarantella.

Ein exotisches Abenteuer.

Roman von Harald Baumgarten.

(5. Fortsetzung.)

Als Streck den Sachverhalt erfuhr, geriet er in furchtbaren Zorn. „Den Anker auf," schrie er, „und dem Halunken nach, und wenn ich sechs mal um die ganze Welt fahren müßte, ich kriege ihn, und dann sei Gott seiner Seele gnädig."

Seine Stimme schlug in Schluchzen um. „Min armer Jung, daß dir so etwas passieren mußte." Es war das einzigste Mal, daß Kapitän Streck seinen jungen Herrn „du" nannte.

Dr. Hee erklärte nun seine Idee. Auf einer Forschungsreise in Indien hatte sich ihm ein junger deutscher Gelehrter angeschlossen, dessen Spezialgebiet ebenfalls die Erforschung indischer Gifte war. Aber schon damals hatte er sich bemüht, Gegengifte zu finden. Wie weit diese Studien gediehen waren, konnte Hee nicht sagen. Er wußte nur, daß Dr. Werkmeister jetzt eine angesehene Stellung an der Berliner Universität innehabe.

„Wenn ein Mensch imstande ist, Sie zu retten, lieber Ralph, so ist es Dr. Werkmeister! Reisen Sie zu ihm. Nehmen Sie das Gift mit. Vielleicht hat er ein Gegengift gefunden. Es ist das einzige Strohhälmchen, das wir ergreifen können."

Ein leises Klingen von Hoffnung stand in Ralphs Augen.

„Wir fahren," rief Mary, „jetzt — sofort! Kurs Hamburg, Kapitän Streck und immer Volldampf voraus!"

Und als die drei Männer sie verwundert ansahen, da lächelte sie zum ersten Male nach jener furchtbaren Nacht. „Ja, Kapitän Streck, jetzt bekommen Sie doch noch Ihren lüttjen Schiffsjungen an Bord. Papa, du mußt es mir erlauben, ich habe soviel Hoffnung in mir, so festen Glauben an unser Glück."

„Fahre mit Gott, mein Kind, soviel Vertrauen kann nicht zuschanden werden. Ralph, ich legen Ihnen mein Kind ans Herz. Ich kann Sie nicht begleiten, ich bin zu alt und würde euch nur hinderlich sein. Ich gebe Ihnen meine Kraft und meine Hoffnung. Ich gebe Ihnen meine Tochter mit. Sie wird, so hoffe ich, in guten Händen sein."

Da küßte Ralph Louis Torstensen dem Greis die Hand.

Zwei Stunden später lichtete die „Tarantella" die Anker. Sir Hee stand am Ufer. Im letzten Moment ruderte ein Mann ein kleines Boot durch die Wellen. Und eben, als die „Tarantella" seewärts wandte, erklomm der Insasse das Fallreep. Es war Tommy.

„Oh," rief er, noch ganz außer Atem, „ich nicht lassen allein meine junge Herrin. Oh, Tommy will auch einmal fahren mit weißem Schiff zu die weißen Menschen. Hip Hip Hurra!"

„Nann kann's ja nicht fehlgehen," meinte Kapitän Streck, „wenn Tommy dabei ist."

Und er drehte den Zeiger auf „Volldampf voraus".

„Volldampf voraus", telegraphierte der Maschinist zurück und brausend schnitt die „Tarantella" durch die Wellen.

Am Heck standen Mary und Ralph, ihre Blicke suchten noch lange das Ufer, wo ein einsamer Greis der weißen Jacht nachsah.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus," intonierte die Schiffskapelle. Wie aber Streck sah, daß sich Marys Augen mit Tränen füllten, da donnerte er über das Deck: „Was speelt ihr denn da für verrückten Kram? Spielt man sofort das Reservistenlied!"

Kräftig setzte die Musik ein: „Es gibt ein Wiedersehen, es gibt ein Wiedersehn!"

San Salvador verschwand am Horizont.

„Ich glaube an das Gute," flüsterte Mary, „ich glaube an das Glück!"

Siebentes Kapitel.

Der Derbyzug nach Hamburg war dieses Jahr nicht übervoll. Der ewige Regen hielt viele Turffreunde ab, der Bahn auf dem Horner Moor ihre Aufwartung zu machen. So kam es, daß Lia Ly mit ihren beiden Freunden noch am Bahnhof Plätze bekam. Am Abend vorher war ein Funktelegramm von Jack eingegangen, das seine Ankunft für den nächsten Nachmittag im Hamburger Hafen anzeigte. Lia Ly hatte daraufhin, kurz entschlossen, ihr Auftreten im Wintergarten abgebrochen. Der Arzt hatte ihr Nervenüberreizung bestätigt.

Kurz nach Nauen begab man sich in den Speisewagen. Der ganze Zug war vom Rennfieber ergriffen. Namen von Pferden und Jockeis schwirrten durch die Luft, Quoten wurden errechnet, Vermutungen aller Art aufgestellt. Jim wurde überall mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt. Man vermutete in ihm einen hervorragenden Jockei oder Trainer, von dem vielleicht ein guter Typ zu bekommen sei.

Das Kleeblatt war ziemlich einsilbig. Kowalewski schien die Differenzen vollständig ad acta gelegt zu haben. Von der „englischen Affäre" wurde nicht mehr gesprochen. Jim betrachtete Kowalewski mit Mißtrauen. Er hatte Lia vorgeschlagen, ihn in Berlin zu lassen, aber Kowalewski hatte auf eine Andeutung dieser Art sofort erklärt, er fahre mit, er wolle den „famosen Jack" endlich auch einmal kennenlernen.

Lia selbst war nervös. Sie war offenbar in einer Pechsträhne. Die Sache in Salvador, auf die sie die größten Hoffnungen gesetzt hatte, schien durch irgend einen Umstand gescheitert. Der von Kowalewski in Paris gedeichselte Diebstahl hatte so sehr viel nicht eingebracht. Es mußte ein neuer Schlag gelingen, denn ihr ungeheuer luxiöses Leben, an das sie gewöhnt war, verschlang Unsummen. Sie ließ im Speisewagen Sekt kommen. Die drei hatten eben an einem der für vier Personen bestimmten Tische Platz genommen, als Ebersteins näselnde Stimme sich hören ließ. Eberstein schwamm in Wonne, als er Lia Ly erblickte.

„Nein, solch ein Glück, meine Gnädigste, dachte schon, bei diesem trostlosen Wetter traurige Fahrt machen zu müssen, und nun doch plötzlich Sonne aufgegangen."

Lia Ly begrüßte ihn etwas erstaunt. „Nanu, Graf, Sie auch zum Derby? Sie äußerten doch gestern noch gar nichts von dieser Ihrer Absicht?"

„Plötzliche Schiebung, meine Teuerste, Chefredakteur, der selbst zum Derby wollte, krank geworden. Nun jondle ich an seiner Stelle hin. Wollte heute früh mich verabschieden, da höre ich im Zentral, daß Gnädigste plötzlich abgereist. Hatte natürlich nicht auf das Glück gehofft, Sie hier zu treffen. Habe bereits fulminanten Artikel über Ihr Scheiden von Berlin verfaßt. Überschrift: Berlin weint, weil Lia Ly scheidet! Kolossaler Witz bei dem Regen."

Der Sekt kam. Eberstein bestellte ungeniert für sich ein viertes Glas. Dann wandte er sich an Jim:

„Na, Meister-Champion, wie stehts mit dem Derby bei dem tiefen Geläuf?"

Das Gespräch drehte sich auch hier ausschließlich um Pferde. Ein dicker Herr, dem man den Agrarier von weitem ansah, äugte neugierig hinüber. Lia Ly trommelte nervös mit den Fingern auf den Tisch. Wenn sie nur erst wüßte, was mit Jack los war. Sie hatte bereits eine große Wette auf „Fliegentöter" bei einem Berliner Buchmacher getätigt. War dieser Typ Ebersteins falsch, und Jack brachte kein Geld mit, so würde ihre Lage prekär werden; sie hörte nur mit halbem Ohr auf Eberstein, der eine Turfanekdote nach der anderen zum besten gab. Als man der vierten Flasche den Hals gebrochen hatte, lief der Zug auf dem Hauptbahnhof Hamburg ein.

Eberstein verabschiedete sich. „Wo werden Gnädigste denn wohnen?" fragte er neugierig.

„Weiß noch nicht — wahrscheinlich Atlantic", versetzte sie aufs Geratewohl.

Das Rennen ging in endlosem Regen vor sich. Trotzdem hatten sich genügend Sportenthusiasten eingefunden. Vergebens hatte Eberstein Lia und ihre Begleiter gesucht. Er hatte dem Rennen weniger Interesse geschenkt, sondern war vom Sattelplatz zum ersten Platz, vom ersten Platz zum Sattelplatz zurückgewandert, aber von den dreien war keine Spur zu entdecken.

Als Derbysieger ging der große Außenseiter „Fliegentöter" mit zwei Längen durchs Ziel. Eberstein löste vergnügt sein Hundertmark-Ticket ein, fuhr per Auto ins Hotel Atlantik, wo er zu seinem Erstaunen hörte, daß eine Lia Ly hier nicht abgestiegen sei.

Das trübe Wetter war wohl auch schuld, daß die „Bavaria" statt, wie erwartet, nachmittags, erst am späten Abend „binnen kam". Seit drei Stunden gingen Lia Ly, Kowalewski und Jim nun auf den Landungsbrücken auf und ab. Sie waren nicht die einzigen. Eine große Zahl von Menschen wartete auf den von Zentralamerika kommenden Steamer. Ein feiner grauer Regen schlug unaufhörlich auf die Elbe. Bis hierher machte sich der Sturm, der auf der Nordsee lag, bemerkbar. Die kleinen Schlepper und Kohlendampfer keuchten durch die Wellen. Die Vergnügungsdampfer waren leer. Hie und da klatschte eine Welle an die Holzplanken. Die Dampfsirenen der Schiffe heulten durch das trübe Naß.

„Eine verteufelte Stimmung", — Jim rieb sich fröstelnd die Hände — „wo blieb der Kasten bloß?"

Trotz des Hochsommers senkte sich der Abend früh hernieder. Die Luft wurde diesig. In großen Motorbooten setzten die Arbeiter von den Werften über die Elbe. Die Zahl der auf den Landungsbrücken Herumlungernden wurde immer größer. Zweifelhafte Gestalten drängten sich durch die Menge. Endlich wurde ein großer Überseedampfer, von erschrecklich prustenden Schleppern gezogen, sichtbar.

Die „Bavaria" lief ein. Beim Anlegen bot sich das übliche Bild. Aus der großen Luke, aus der die Laufplanken direkt auf die Landungsbrücken geschoben waren, strömten die Passagiere. Ein buntes Völkergemisch. Elegant gekleidete Yankees, auf einer Vergnügungsreise nach der alten Welt, daneben Neger und Mischblut. Einige Chinesen in Nationaltracht, die Hände über dem Leib gefaltet, fielen in dieser Umgebung nicht weiter auf. Die Hoteldiener drängten sich durch die Menge, um Handgepäck in Empfang zu nehmen. Oben räumten die Stewards die letzten Gläser und Flaschen vom Deck.

Die drei Genossen standen mitschiffs. Ly war die einzige von ihnen, die Jack kannte. Ihre Augen überflogen die Schar der elegant Gekleideten. Doch nirgends konnte sie Jacks Gestalt und sein scharf gechnittenes Profil entdecken.

Ein alter Chinese, mit grauem Schnurrbart, dessen Enden weit über den Mund herunterhingen, mit prächtigem schwarzen Zopf umkreiste sie. In der Hand hielt er ein Bündelchen. Er schien zum ersten Male in Hamburg, denn seine Augen blickten suchend und aufmerksam umher. Plötzlich machte er kehrt, als habe er etwas vergessen, drängte sich zwischen Jim und Lia durch, so daß Li beiseite geschoben wurde und flüsterte der Überraschten das Wort: „Salvador" zu. Dann trottete er über die Brücken, mit stumpfsinnigem Gesichtsausdruck und den kleinen Schrittchen, die die chinesische Kleidung erzwingt, dem Ausgang zu.

Lia gab ihren Freunden einen Wink. Wahrscheinlich war Jack schon in Kuxhaven an Land gegangen, und der Chinese hatte Nachricht für sie. Sie folgten dem Boten in einigem Abstand. Li ging mit Jim, während Kowalewski nachlässig hinterher schlenderte. Der Chinese bog, ohne links und rechts zu blicken, in die „kleine Freiheit" ein. Betrunkene Matrosen, die ihre Heuer versoffen, torkelten ihnen entgegen. An den Ecken standen Dirnen, die Kowalewski aufmunternd zuwinkten.

„Eine nette Gegend!" murmelte Jim.

Vor einer chinesischen Wäscherei, die in dieser Straße durch peinliche Sauberkeit auffiel, stand der Chinese still. Er vergewisserte sich, daß außer den drei ihm niemand folgte, dann riß er an einem altertümlichen Klingelzug. Ein Glöckchen wimmerte leise durch den Regen. Im ersten Stock öffnete sich ein Fenster. Eine alte Chinesenfrau mit vom Opium ausgemergeltem Kopf sah heraus. Als sie den einsamen Chinesen erblickte, schlug sie das Fenster wieder zu. Die Haustür öffnete sich. Ein kurzer leiser Dialog, der den dreien unverständlich blieb, dann verschwand der Chinese in der Haustür.

Kowalewski trat zu Lia und Jim. „Komischer Kauz, euer Jack, anstatt selbst zu kommen, hetzt er uns hinter einem alten Chinesen her. Nun stehen wir hier im Regen, wie bestellt und nicht abgeholt. Schlage vor, wir gehen in irgendein Hotel. Jack wird uns schon ausbaldowern."

Die Straße war menschenleer, nur ziemlich weit hinten sah man einen bessergekleideten, aber schon sehr klapprigen alten Kavalier mit einem Würstchenverkäufer unterhandeln.

Jim ging ohne ein Wort zu sagen auf das Haus zu. Ließ die altmodische Klingel ertönen. Die Haustür sprang auf. Auf dem Korridor war niemand zu sehen. Jim sah sich um. Die Straße lag noch immer einsam, nur der alte Herr sprach, den Rücken zu ihnen gewandt, auf den Straßenhändler ein. Jim blieb im Hausflur stehen, gab Li und Kowalewski einen Wink. Gleich darauf schlug die Haustür hinter den dreien zu. Links lag die Plättstube. Der Laden war geschlossen. Vor ihnen dehnte sich ein schmaler Korridor, durch einen schweren, von Motten zerfressenen Vorhang abgedeckt.

Kowalewski wurde es unheimlich. „Irgendeine Falle!"

Auf der Straße wurden Schritte laut. Der alte Herr ging vorbei. Die Schritte verstummten. Der schäbige Kavalier war offensichtlich stehengeblieben. Jim öffnete spaltweise die Tür. Der Herr hatte sich umgedreht, und betrachtete genau das Haus, in dem die drei verschwunden waren. Es war eine große, überschlanke Gestalt, die sich sehr gebückt hielt. Jetzt drehte er sich um und ging weiter.

„Komisch", murmelte Jim, „der Kerl hatte dieselbe Figur wie Eberstein. Verdammt, daß es so dunkel ist und ich sein Gesicht nicht sehen konnte." Er schlug die Türe wieder zu.

Lia hatte unterdessen durch den Vorhang gespäht. Eine Treppe, die sich nach links umbog, führte anscheinend in den Keller.

„Vorwärts", sagte Jim, „wir müssen sehen, was bei der Sache herauskommt." Sie gingen die Treppe hinunter, die in einen dunklen Keller mündete. In dem flackernden Lichte eines Streichholzes entdeckten sie an der gegenüberliegenden Seite eine Leiter. Altes Gerümpel war an den Wänden aufgestapelt. Stimmengewirr machte sie stillstehen. Jim kroch vorsichtig die Leiter empor. „Ein Schanklokal", flüsterte er, nachdem er ein Weilchen gehorcht hatte. „Vorwärts!" Er schlug mit der Faust gegen eine in der Decke eingelassene Falltür. Sie wurde aufgerissen, in dem Rahmen erschien eine riesige Figur. Ein versoffenes rotes Bulldoggengesicht, mit roten Haaren und ebensolcher Seemannskräse. Eine Lederschürze, wie sie die Küfer tragen, bedeckte den Körper, der sonst nur noch mit einem blauen Hemd, Manchesterhose und rotem Halstuch bekleidet war. Durch die Klappe klang wüster Lärm singender Matrosen herunter.

Der Schlafbas musterte sie einen Augenblick. Dann gab er ihnen einen Wink mit dem Kopf. Jim kroch heraus. Er stand in einem kleinen Raum, der durch einen Vorhang von dem eigentlichen Schanklokal getrennt war.

Als Lia und Kowalewski oben waren, schloß der Bas die Luke und breitete einen Linoleumteppich vorsichtig über die Klappe. Dann winkte er ihnen, ohne ein Wort zu sprechen.

Durch den Vorhang kamen sie in die Kneipe. Es war ein Matrosenlokal niederster Sorte. Trotz der frühen Abendstunde war es schon voll. Beizender Qualm von Tabakspfeifen schlug ihnen entgegen.

In der Mitte des Raumes, der durch eine rote elektrische Ampel erhellt war, stand ein runder Tisch, um den etwa acht betrunkene Matrosen verschiedener Farben, die Besatzung eines Kohlenschiffes, versammelt waren.

An einem Seitentisch saßen zwei Hamburger Jungens und spielten Schafskopf. Es roch widerlich nach Fusel. Der Bas ging durch das Lokal bis zu einer kleinen Tür neben dem Ausschank. Als Lia an der Gruppe der Matrosen vorbeiging, faßte ein Malaie sie um die Hüfte, um sie auf den Schoß zu ziehen. Jim schlug ihn mit der Faust unters Kinn, daß der Betrunkene mit samt seinem Stuhl ins Lokal kollerte. Die andern lachten. Ehe der Geschlagene sich aufraffen konnte, hatte der Bas eine Tür geöffnet und die drei in ein dürftig möbliertes Nebenzimmer hineingeschoben. Der Malaie hatte sich aufgerafft, ein Messer aus der Tasche gezogen und wollte hinterher

„Laß man god sein, min Jung", meinte da der Bas, mit seiner gewaltigen Faust ihm das Messer entwindend und in die Ecke werfend, „was hast du mit vornehme Damens anzubandeln. Sett di wedder dal!"

Schimpfend kehrte der Matrose an seinen Platz zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dolch.

Skizze von K. A. Langer-Renth.

Die Sterne leuchteten schon am traubenblauen Himmel, als der Gaucho mit der letzten Kraft seines zu Tode gehetzten Gaules die Estancia Suipacha erreichte.

Sogleich schlugen die Hunde an. Auf der hölzernen Veranda erschollen Schritte.

„Wer ist da?" fragte die tieftönende Stimme des Gutsherrn Don Pedro Rodriguez in die Nacht.

Der Gaucho sprang aus dem Sattel, riß seinen breiten Sombrero vom Kopfe herunter und verneigte sich höflich. „Euer Gnaden soll ich von dem jungen Herrn Juan Pablo Gonzáles wissen lassen, daß Inez gestern nacht plötzlich erkrankte und gleich darauf gestorben ist."

Für eine Weile blieb es still. Der Schreck hatte dem Alten die Zunge gelähmt. Mit dem Stolze eines Granden, der den tiefen Schmerz anderen gegenüber nicht zu erkennen gibt, stieg Don Pedro die Stufen der Veranda hinab, sattelte selbst sein bestes Vollblut und verbot, seine Tochter Angelita-Felina zu wecken. Dann schwang er sich wortlos in den Sattel, drückte dem Tiere die großen Radsporen in die Weichen, daß es hoch aufbäumte, und in wildem Caracho preschte er nach San Ignacio, der Estancia seines Schwiegersohnes Juan Pablo Gonzáles, der sich erst vor Monden mit Inez, der reichsten und anmutigsten Mädchenblüte im ganzen Territorium, vermählt hatte.

Drei Stunden später ritt Don Pedro Rodriguez in den Hof des Herrensitzes von San Ignacio.

Ohne sich, wie bisher, zeremoniell melden zu lassen, eilte er die breite Freitreppe hinauf. Nicht einmal den Staub abzuschütteln und die klirrenden Sporen abzuschnallen fand er Zeit.

Überall an den Türen und Nischen hingen schon Wimpel und Kreuze aus Flor.

Leise öffnete er die schwarz verhangene Tür, die zur Sala seiner geliebten Tochter führte. Ein weicher, von Jasminblüten und brennenden Kerzen geschwängerter Duft schlug ihm entgegen. Auf florbedecktem Katafalk ruhte seine Tochter, neben der Gozáles die Totenwache hielt.

Stumm trafen sich die Augen der beiden Männer zum Gruße, ebenso stumm drückten sie sich die Hände.

Mit kaum vernehmbarer Stimme bedeutete Don Pedro seinem Schwiegersohne, daß er allein zu sein wünsche. Gehorsam fügte sich dieser dem Wunsche.

Nun, wo der Alte mit der Toten allein war, gab er sich seinem bisher mühsam unterdrückten Schmerze hemmungslos hin. Mehr als einmal rief er sein Kind beim Namen oder zog die erstarrte weiße Hand an die Lippen, um sie mit den zärtlichsten Küssen zu bedecken.

Plötzlich aber zuckte er zusammen. Seine Sinne mußten etwas ganz Furchtbares wahrgenommen haben. Behutsam schlug er das Gewand der Toten beiseite. Entsetzen drückte sein Gesicht aus. Fast geheimnisvoll verbarg Don Pedro einen Gegenstand unter seinem Poncho und eilte, ohne Abschied zu nehmen, augenblicklich nach Suipacha zurück. —

Seit jener Nacht hörte der Verkehr zwischen den beiden Estancias auf. Auch den Trauerfeierlichkeiten hielten sich die von Suipacha fern.

Jahre vergingen. Juan Pablo Gonzáles hatte das Land verlassen, und San Ignacio war indessen in den Besitz seines Halbbruders Domingo übergegangen. Allein, wie sehr der neue Gutsherr sich auch bemühte, all das aus seiner Umgebung zu bannen, was an das tragische Ende der geliebten Toten erinnerte, so schien doch der Fluch über dieser Stätte zu lasten, der ihm den Aufenthalt verleidete und ihn auf Reisen trieb.

In Mar del Plata, dem herrlichen Bade an der Küste des Atlantischen Ozeans, fügte es der Zufall, daß Domingo mit Don Pedro Rodriguez unerwartet zusammen traf. Kaum traute er den Augen, in seiner Begleitung Angelita-Felina zu finden, die zu einer betörend schönen Jungfrau herangereift war. In Anmut und Gestalt glich sie der Verstorbenen fast aufs Haar.

Später, als die beiden Nachbarn wieder draußen auf ihren großen Estancias lebten, verging keine Woche, in der Domingo nicht einmal auf Suipacha Vorspruch gehalten hätte.

Wenn dann alle drei durch die Pflanzungen oder den Corral schritten, Don Pedro sich ein besonders edles Rassepferd vorführen ließ und den jungen Leuten für Augenblicke den Rücken kehrte, dann sprachen die Augen der beiden von ihrem schönen Geheimnis.

Ein Sonntag war es — am Tage zuvor hatte er seine Schwägerin zum ersten Mal geküßt —, als Domingo auf Suipacha erschien, festlich gekleidet, den blauen Poncho über dem schlohweißen Schaffell des silberbeschlagenen Sattels, die prachtvollsten lila Jasminblüten an den Ohren des nervösen Vollbluts. Im Patio der Estancia fragte er zeremoniell nach dem Herrn.

„Kann ich Sie allein sprechen, Onkel?"

Don Pedro geleitete ihn in die große Sala, an deren Wänden in massiven Silberrahmen die Bildnisse der Rodriguez hingen. Mit nachdenklich geschlossenen Augen hörte der Alte zu, als Domingo ihn mit unsicherer Stimme um Angelita-Felinas Hand bat.

Nach einer peinlich langen Pause des Schweigens stand Don Pedro wortlos auf, öffnete einen geheimen Wandverschlag und entnahm ihm einen in tiefrote Rosenblätter gewickelten Gegenstand. Mit zitternden Händen löste er die welke Umhüllung, die auf die glänzende Täfelung des Fußbodens fiel. Ein silberner Dolch kam zum Vorschein, kurz, schmal und mit dunklen Flecken . . .

„Juan Pablos Dolch!" stöhnte Domingo innerlich erregt.

„Ich wußte es", flüsterte Don Pedro mit halb erstickter Stimme. „Ich zog ihn aus der Brust der Toten." „Betrog sie ihn?"

„Ja, Onkel!"

„Liebte sie einen anderen?"

„Ja, Onkel — nur mich liebte sie."

„Wirst du Inez rächen?"

„Ja, Onkel! Ich schwöre es bei der Jungfrau von Guadalupe."

Tief ergriffen faßte er Domingos Hand: „Wenn Angelita-Felina dich betrügen sollte, so töte nicht sie, sondern den Verführer!" Damit legte er ihm den silbernen Dolch fast feierlich in die Hände.

Mit gewaltiger Anstrengung seine Erregung beherrschend, winkte er Domingo hinaus, denn niemand durfte sehen, daß Don Pedro Rodriguez, Patron auf Suipacha, weinte.

Die Schlange.

Jagdskizze von Max Geißler.

Der Major Merry war im Grauen des Morgens mit seiner Gattin und zwei Freunden, sechs Pferden und zwei schwarzen Gewehrträgern von Akassa am Meerbusen von Guinea aus zu einem Jagdausflug ins Innere von Nigeria aufgebrochen. Merry kannte das Land bis zum Tschadsee. Sie erreichten den Urwald, der in Riesenflächen Täler und Höhen überwob. Etnigemal gelangten sie zu Negerhütten, dann umklammerte der dichte Wald in namenloser Schwermut wieder Nähen und Fernen.

Am vierten Tage hatte der Neger Piet, der als Führer durch die Wildnis ausgezeichnete Dienste leistete, den Trupp über bebuschte Hügel zu einer Hochfläche geleitet, auf der zahlreiche Antilopen weideten. Die Sonne neigte sich zum Niedergang, da trat fernhin ein starker Hirsch aus der Dickung. Es war weit und der Hirsch gerade durch das Glas zu erspähen. Merry pirschte sich an, während die Gefährten die Zelte am Rande des Hochwaldes setzten und alles für die Nacht bereiteten. Der Weg war beschwerlich, denn Merry mußte ein Stück Dornbusch durchschreiten, wenn er den Hirsch mit einiger Aussicht auf Erfolg anschleichen wollte. Es gelang. Der Schuß wurde angebracht, der Hirsch zeichnete, brach aber in weiten Fluchten über die Steppe und stürzte sich hinab gegen den Strom.

Merry eilte ihm nach. Aber der Neger Piet, der wie eine Antilope über die Steppe geflogen war, warf sich ihm in den Weg. „Halt, halt, Bas!" schrie er, „die Beute ist verloren, oder man müßte den Bock im Strome suchen. Ein weidwunder Hirsch ersäuft sich."

„Aussichtslos, ihn zu verfolgen?"

„Nicht aussichtslos, Baas, aber da unten sind die Krokodile. Wenn Sie an den Fluß gehen, kann es schlimm werden."

Das Tal war bewaldet und unübersichtlich, man konnte von der Steppe aus den Strom nicht sehen. Jetzt — ein qualvoller Schrei des Hirsches drang von unten herauf. „Haben Sie gehört, Baas? Nur Tiere, die das Krokodil anfällt, klagen so." Dem Neger hing das Entsetzen im Gesicht. „Wer da hinabgeht, gerät in Rachen, die glühend sind. Da kommt keiner wieder heraus. Wenn Sie dem Krokodil nicht im Augenblick, in dem es die Beute erfaßt, die Kugel aufs Auge setzen können, läßt es nicht wieder los. Außerdem: es ist ja längst Nacht, ehe wir in den Wald kommen."

Piet hatte recht. Die beiden gaben die Verfolgung auf und schritten dem Feuer entgegen, das vor den fernen Zelten brannte. Die Nacht war mondhell und klar. Bald hatte jeder sein Lager gesucht. Der Major war gerade über dem Einschlafen, da hob der Neger Piet die Zelttür: „Geben Sie mir einen Schluck Branntwein, Herr, mich friert.“

Und nach einer Weile hörte man draußen ein Geräusch, das Merry und seine Gattin sich nicht deuten konnten.

Der Major schaute hinaus. „Was treibst du, Piet? Es ist ja gleich Mitternacht.“

„Ich lege noch einen Ring Stacheldraht, Baas, näher an das Zelt heran und darüber hinweg.“

„Hast du eine Schlange gesehen, Piet?“

„Noch nicht. Aber ich r i e c h e die schwarze Mamba.“

„Und warum legst du den Draht über das Zelt?“

„Weil die Mamba auf den Bäumen lebt, Herr, und sich herabfallen läßt.“

„Es ist der Krokodilschreck, der dir in den Gliedern liegt, Piet.“

„Es mag sein, Baas; aber ich rieche die Mamba; sie ist fürchterlicher als das Krokodil. Einmal hab ich zwölf Büffel getrieben, unter einem Baume hinweg, auf dem eine schwarze Mamba hing. Bis dahin hatte ich noch gar keine gesehen. Sie hat alle zwölf gebissen, und alle zwölf sind gestorben; der erste dreißig Meter vom Stamm. Seitdem rieche ich die Mamba, Herr. Unsere Frauen, wenn sie durch den Wald gehen, tragen große flache Steine auf dem Kopfe, um sich vor ihr zu schützen.“

In dieser Nacht schloß der Major kein Auge. Auch Piet nicht, nachdem er in der Wache abgelöst war. Er durfte dann zu Merry ins Zelt kommen. Da sprachen sie leise miteinander, bis der Morgen graute.

„Wir wollen nicht an den Strom gehen, wie Sie gemeint haben, Herr“, riet Piet.

„Nein“, sagte der Major, „wir wollen zurückkehren nach Akassa und bald abreisen. Möchtest du mit auf unser Schiff kommen, Piet?“

Da ergriff der treue Schwarze die Hand des Majors und küßte sie.

In der Frühe striegelte er die Pferde draußen auf der Steppe. Da erklang vom Zelt her ein Büchsenschuß. Die Frau des Majors hatte die Mamba getroffen, die sie auf dem Baume gesehen. Zuckend löste die Schlange die glänzenden Ringe ihres Leibes aus dem Astwerk und fiel herab.

Da war auch Piet schon heran. „Nicht hingehen, Mylady!“ schrie er. „Das Gift der Mamba tötet noch, wenn es aus ihrem Maule fließt.“

Der Neger verzerrte das Gesicht zu einer widerlichen Maske, nicht zu deuten, ob vor Freude oder vor Schreck. Es war beides. Dann aber war er nicht zu bewegen, die Haut der Schlange abzuziehen. Aus seinen Reden ging hervor: er konnte sich nicht von der abergläubischen Verehrung befreien, die sein Stamm — trotz allem! — für die schwarze Mamba hegte.

Raupen bringen einen Zug zur Entgleisung.

Einer der merkwürdigsten Unglücksfälle, die in den Chroniken der amerikanischen Staatsbahnen verzeichnet sind, hat sich im Staate C o l o r a d o ereignet. Der Führer eines Lastzuges, der Rohholz transportierte, sah plötzlich während der Fahrt in einer Entfernung von etwa zweihundert Metern ein großes Etwas über den Schienen liegen, dessen Beschaffenheit er nicht zu erkennen vermochte. In der Annahme, daß es sich um ein für den Zug gefährliches Hindernis handeln könne, brachte er den Zug mehrere Meter vor der betreffenden Stelle zum Halten und sah nun, als er mit seinen Arbeitsgenossen die Lokomotive verlassen hatte, zu seinem größten Erstaunen, daß das Hindernis nichts anderes war, als ein u n g e h e u e r g r o ß e r Z u g v o n R a u p e n, der sich aus Milliarden und Milliarden von Tieren zusammensetzen mußte.

In einer B r e i t e v o n f a s t d r e i M e t e r n wälzte sich der Zug, e i n e n h a l b e n M e t e r h o c h, von einem benachbarten Felde her über das Geleise und verschwand in einem Gehölz auf der anderen Seite des Bahndammes. Weder der Anfang noch das Ende der gewaltigen Armee war abzusehen. Eine halbe Stunde lang beobachteten die Leute das sonderbare Naturschauspiel, dann entschlossen sie sich endlich, einfach durch die krabbelnde Masse durchzufahren. Wie gesagt, so getan. Aber kaum hatte die Lokomotive über die halbe Breite des lebendigen Flusses gesetzt, als die Räder auf dem glitschigen Brei die Fühlung mit dem Gleis verloren und den g a n z e n Z u g z u m S t u r z brachten, wobei der erste Heizer und der Lokomotivführer nicht unerheblich verwundet wurden.

Wie später festgestellt wurde, handelte es sich um Raupen des P r o z e s s i o n s s p i n n e r s, die, wie schon ihr Name sagt, in langen Zügen über Land ziehen und ganze Gebietsteile kahlfressen. Eine Prozession von solcher Länge — dieser Zug war a c h t K i l o m e t e r l a n g und enthielt nach einer beiläufigen Schätzung z e h n B i l l i o n e n T i e r e — gehört allerdings zu den außergewöhnlichen Seltenheiten.

Rund um den Papierkorb.

Presse-Anekdoten von Kurt Miethke.

Von Huxley, einem Reporter der „Newyork Sun“, wird erzählt, er sei der zerstreuteste Mensch des Planeten Erde.

Seine Zeitung sandte ihn eines Tages zu Edison, um diesen über eine neue Erfindung zu interviewen. Statt eines Berichtes kam jedoch eine Depesche von Huxley: „Hier gut angekommen, wie heißt Mann, den ich interviewen soll?“

Die „Newyork Sun“ sandte umgehend folgendes Antworttelegramm: „Mann heißt Edison und Sie heißen Huxley.“

*

In „Le Journal“ stand zum Ergötzen der Leser nachweisbar einmal ein Bericht über die Auffindung einer Leiche, in dem es hieß: „Die Leiche war zerstückelt, und die einzelnen Teile wurden in einen Sack gesteckt. Selbstmord dürfte demnach wohl kaum vorliegen . . .“

*

War einst ein Journalist. In Belgrad. Er hatte sich durch seine Unsauberkeit einen wenig guten Ruf erworben.

„Ich mache mir“, sagte er eines Tages zu Bekannten in einem Kaffeehause, „meine Notizen immer auf die Manschette.“

„Es wundert mich, daß Sie dann nicht immer weiße Taschen haben“, bemerkte einer hierzu.

„Warum sollte ich denn weiße Taschen bekommen?“

„Ich denke, Sie machen sich Notizen auf Ihre Manschetten?“

„Gewiß.“

„Na, dazu müssen Sie doch immer ein Stück Kreide in der Tasche haben.“

*

Wenn man „Briefkastenonkel“ ist, hat man wie kein anderer Gelegenheit, Studien über das zu machen, was die Menschen nicht wissen. Und was sie alles gern wissen wollen.

„Können Fische riechen?“ fragte neulich einer den Briefkastenonkel einer rheinischen Zeitung.

Die Antwort lautete: „F. B. Naturfreund. Ja, wenn Sie sie lange genug liegen lassen.“

*

Der Schriftsteller B., prominent auf dem Gebiete der Lokalspitze, lustwandelte durch die blühende Natur. Ab und zu blieb er stehen, zog einen Notizblock hervor und schrieb den Gedanken, den er gerade gehabt hatte, nieder. So wuchs langsam aber unaufhaltsam die Lokalspitze: „Wenn die Spatzen im Holunder zwitschern.“

Plötzlich trat hinter einem Felsen ein Mann mit vorgehaltenem Revolver hervor: „Geld oder Leben!“

„Ich bin ein armer Dichter“, sagte B., „und habe nichts, nichts an Bargeld. Aber hier ist mein jüngstes Werk. Wenn Sie es haben wollen . . .?“

Der Räuber nahm den Notizblock und las die Lokalspitze „Wenn die Spatzen im Holunder zwitschern.“

Es wurde ihm sichtbar übel dabei, aber er faßte sich und reichte B. sein Werk mit den Worten zurück: „. . . und bedauern wir, von Ihrer freundlichen Einsendung keinen Gebrauch machen zu können. Eine Kritik ist mit der Ablehnung nicht verbunden.“ — Er verschwand, etwas gebückt und sichtbar angegriffen.

*

Fred Hildenbrandt war einmal bei Freunden zu Gaste. Man nötigte ihn immer wieder zum Essen. Aber als es schließlich zum schwarzen Kaffee außer einem Likör noch kleine Kuchen gab von denen der übersatte Hildenbrandt um jeden Preis noch kosten sollte, lehnte er energisch ab: „Danke, gnädige Frau, aber ich bin genötigt, diesen Artikel R a u m m a n g e l s wegen mit bestem Dank abzulehnen . . .“

Verantwortlicher Redakteur: M a r i a n H e p k e; gedruckt und herausgegeben von A. D i t t m a n n T. z o. p., beide in Bromberg.